

„Erinnern ist ein ständiges Umarbeiten der Vergangenheit“

Marten Marquardt*

Der Deutsche Evangelische Kirchentag (DEKT) beginnt seit Jahren mit einer Gedenkveranstaltung an die Opfer der Schoa. Für den DEKT in Köln wurde lange nach einem geeigneten Ort gesucht. In anderen Städten war der ausgewählte Ort oft mit einem Konzentrationslager verbunden. In Köln fiel die Wahl auf den Rathausplatz.¹

Das Kölner Rathaus liegt im mittelalterlichen Judenviertel. Ausdrücklich wird in einer Urkunde aus dem Jahr 1149 vermerkt: „inter Judaeos sita“. Vielleicht baute man dorthin, weil das jüdische Viertel den christlichen Bürgern gelegentlich auch Schutz vor dem Zugriff des Erzbischofs bot? Als man aber 1424 die Juden „auf ewige Zeiten“ aus Köln vertrieb, konnte man die neben dem Rathaus gelegene Synagoge leicht zur Ratskapelle umbauen; Stefan Lochner lieferte dazu den heute im Dom zu findenden Patronatsaltar. Die Kapelle hieß bis ins 20. Jh. „St. Maria in Jerusalem“. Sie wurde erst in den 1950er Jahren abgerissen. Das jüdische Viertel ist bereits seit 1424 ausradiert. Eine höchst ambivalente Geschichte an einem höchst ambivalenten Ort. – Neuerdings wird in diesem Bereich der Bau eines jüdischen Museums für Köln und das Rheinland geplant. Das Thema der Gedenkveranstaltung des DEKT spielt mit dem Zitat von Hilde Domin – „*nimm Steine und bau mir ein Haus*“ – auch auf diese Baupläne an.

* Marten Marquardt, ev. Pfarrer, *1944, durch Helmut Gollwitzer in Berlin seit 1963 auf die Spur des jüdisch-christlichen Gesprächs gesetzt, diverse Israelaufenthalte, 1970–1978 rheinischer Pfarrer, 1978–1984 Auslandsarbeit in Liverpool und Manchester, 1984–1991 Dozent an der Jugendakademie der Ev. Kirche im Rheinland, seit 1991 Leiter der Melancthon-Akademie, Köln. Der Titel ist ein Zitat von Israel Rosenfield.

1) Der Hauptteil des DEKT fand auf dem Messegelände in Köln-Deutz statt, dem Ort, von wo aus während der NS-Diktatur 41 000 Juden in den Tod geschickt wurden. Vgl. Dieter Corbach, *6.00 Uhr ab Messe Köln-Deutz. Deportationen 1938–1945*, Köln 1999; Rezension in FrRu 7(2000)128 f.

Wie gestaltet sich „Gedenken“?

Die Erinnerung an die Schoa hat seit dem vergangenen Jahr in Köln eine zusätzliche Schwierigkeit besonders zu berücksichtigen. Der spanische Künstler Santiago Sierra hatte mit einer höchst umstrittenen „Kunst-Aktion“ die Ritualisierung von Schoa-Gedenken in Frage gestellt. Sein „Kunstwerk“ bestand darin, in die einzige während der „Kristallnacht“ 1938 nicht zerstörte Synagoge im Kölner Raum² Gas zu pumpen. Gas in einer Synagoge als „Kunstaktion“? Das hat viele tief verletzt. Seit diesem Tabubruch stellt sich die Frage nach unseren Gedenkfeiern um so schärfer. Wird hier überhaupt noch gearbeitet an der Vergangenheit? Wer ist hier an der Arbeit? In wessen Diensten wird hier gearbeitet? Was sind die Arbeitsbedingungen? Was kommt dabei heraus?

Die musikalische Gestaltung dieser Veranstaltung war das reife Produkt wirklich innovativer Arbeit. Von verschiedenen Podien und Emporen aus riefen sich Chöre und Instrumente flüsternde, stöhnende, schreiende, intervenierende und enervierende Klänge zu. Klezmertöne durften nur anklingen und wurden sofort diszipliniert, bevor sie sentimentalisch in längst gehegte Erwartungen eingebaut werden konnten. Steine wurden gerieben und geschlagen und fanden eine ganz eigene musikalische Sprache. Der Chor lernte auch Adressen und Hausnummern zu flüstern. Und das Glockenspiel des Rathauses, seit Kaiser Wilhelms II. antisemitisch aufgeladenen Zeiten im Rathausturm hängend, mußte nun statt der angeblich immer geübten Treu und Redlichkeit deutscher Glockenspiele eine ganz neue Melodie spielen, die Bernhard König ihm aufgezwungen hatte. Eine Pantomime sollte das Gehörte visualisieren. Das alles war sehr intensiv.

Günter Demnig, der Kölner Künstler mit den Stolpersteinen³, kam zu Wort. Es wurde eine berechtigte Hommage an einen unentwegten Erinnerungsarbeiter. Die kürzlich bei einer Tagung des Landschaftsverbandes Rheinland vorgetragene Frage, ob nicht an vielen Stellen die Steine eher als Entlastung denn als Arbeitsmaterial fungierten, klang natürlich nicht an; eine solche Frage hätte das Ritual schon zu empfindlich gestört. Wichtige

2) Die Synagoge ist eine kleine rheinische Landsynagoge in Stommeln bei Pulheim (in der Nähe von Köln). Sie ist heute im Besitz der Stadt Pulheim, die sie als „Ausstellungsraum“ benutzt. Sie war 1938 bereits verkauft an einen Landwirt, der sie als Schuppen und Stall benutzte; darum wurde sie am 9. November nicht verbrannt.

3) Vgl. Jutta Willig, *Der Stein der Überlebenden*, in FrRu 12(2005)151–154.

Textbeiträge trug der Kölner Journalist Günther Bernd Ginzel vor; er sprach von seiner Vergangenheit als Kind von Überlebenden, von dem unbändigen Überlebenswillen der wenigen Geretteten. Und er erzählte von Interviews mit ehemaligen Kölnerinnen und Kölnern, die er in Israel getroffen hat. Und dann das Gespräch mit dem aus Köln vertriebenen Juden Henry Gruen, der manches Schmerzliche und sehr viel Freundliches zu erzählen wußte aus seiner Schulzeit in Köln, vom jüdisch-kölschen Karneval und von der Sehnsucht nach der Sprache seiner Kindheit. Ginzel ergänzte die Karnevalserinnerung mit dem Hinweis auf derartige Feiern nach dem Krieg, bei denen auch die eintätowierten KZ-Nummern von Überlebenden auf den fröhlich bewegten Armen zu sehen gewesen seien. Eine Collage von Verwaltungsvorschriften, die die systematische Ausgrenzung und Selektion der Juden belegten, und von Erinnerungen weiterer Zeitzeugen vermittelte historischen Hintergrund. Die meisten Menschen gingen sichtlich bewegt und erschüttert davon.

Verantwortungsvolles Gedenken? Oder gedenken lassen?

Ohne den tiefen Eindruck dieser Gedenkfeier in Abrede stellen zu wollen, kann ich mich aber der Frage nicht enthalten, ob sich hier nicht doch das Ende eines solchen Gedenkrituals andeutet. Diese Veranstaltung hat das Gemüt wieder einmal getroffen; aber ihre gesprochenen Teile haben (mich) nicht provoziert, (mich) nicht zum Umarbeiten der Vergangenheit bewegt. Und beim Nachdenken, warum da neben dem Gemüt so wenig mehr bewegt wird, wird mir immer klarer: Diese Art von Gedenken leidet auch daran, daß wir allzu oft nur gedenken *lassen*. Und wenn dann jüdische Zeitzeugen und jüdische Zeitgenossen die Hauptlast des Gedenkens im Angesicht ihres christlichen Publikums tragen, gerät das Ganze wohl doch in eine Schieflage.

Die jüdische Erinnerung ist nicht unsere Erinnerung. Wir hätten doch eine ganz andere und viel schärfere Form des Gedenkens nötig, um an die Arbeit zu kommen. Die Schoa ist nun wirklich *auch* die Katastrophe des Christentums, vor allem die Erinnerung an das katastrophale Versagen des Christentums. Aber allzu oft sprechen wir noch immer von der Katastrophe des Judentums und lassen demgemäß die Juden vor uns und *für uns* und mit uns *gedenken*. Das ist zwar bewegend, aber nicht überzeugend. In wessen Diensten wird hier gearbeitet? Ich vermute, in den Diensten einer zwar *be-*

troffenen, aber nicht wirklich getroffenen Kirche und Öffentlichkeit. Das Ritual gehört nun bereits so weit dazu, daß man es an sich gar nicht mehr in Frage stellen kann.



Gedenkschrift am Bahnhof Köln-Deutz:

„An dieser Stelle war der Ausgang zum Bahnhof Deutz-Tief. Von hier aus wurden 1940/41 1500 Sinti und Roma und seit 1941 über 11 000 Juden in Konzentrationslager deportiert. Zudem wurden die Häftlinge des Messelagers Deutz hier an- und abtransportiert. Über diese Treppe gingen viele Menschen in den Tod.“

Die Chance, daß dadurch wirklich Menschen an die Erinnerungsarbeit, an das Umarbeiten der Vergangenheit kommen könnten, ist m. E. sehr gering. Dazu passen eben auch die Arbeitsbedingungen zu schlecht. Da wir unsere Gedenkfeiern immer wieder mit der Einladung an „die Opfer und ihre Nachkommen“ verknüpfen, bereiten wir bei solchen Gelegenheiten in der Regel nur eine Situation vor, in der man aus Rücksicht nicht provozieren, nicht skandalisieren, nicht ins Gericht gehen kann oder will mit uns selbst und unseren Traditionen. Wir richten uns die Arbeitsplätze der Erinnerung vorsätzlich so ein, daß man möglichst geräuschlos, geruchlos und ohne Späne arbeiten muß. Das gemeinsame Ritual überspielt immer wieder die Differenzen zwischen uns und zwingt uns zum Stillhalten. Das Ritual taugt so nicht zur Erinnerung, weil es die notwendige Arbeit verhindert. Dieses Erinnerungsritual dient letztlich der „Zersetzung des Gedächtnisses“ (Theodor Reik).